

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Die Souffleuse.

Von Herta Pohl.

Die Souffleuse blieb in ihrem Käfig, als der „Eiserne“ längst herabgerastet war.

„Et is große Pause!“ riefte Frau Lehmann im Parkett erklärend den jungen Leuten zu, die ungeschlüssig auf ihren Sätzen herumrutschten. Ihr seichter, kurzer Zeigefinger wies bekräftigend auf eine Stelle im Programm. Da stand: „Das Aufglühen der roten Lampe kündigt eine längere Pause an.“

„Denn komm man, Paula!“

Nun klappte verloren der Parkettstich hoch. Dann raunende Stille. Das eintönige Gemurmel der Zurückgebliebenen drang gedämpft in die enge Zelle der todmüden Souffleuse. Die hörte nichts. Aber dann sog sie die Luft ein, tief — und noch einmal. Es roch gut und kräftig. In nächster Nähe ah jemand ein Schinkenbrötchen. Da dachte sie an ihr Abendbrot, das ihr kleines Lächelchen mit mütterlicher Gewissenhaftigkeit zurechtgemacht hatte. Sie wickelte die vertrockneten Brötchen aus ungeschickt gefaltetem Papier. Aber nach ein paar Bissen verlor sie sich wieder im Grübeln, zog frierend die Schultern zusammen und legte das Brot mit widerwillig verzogenen Lippen beiseite. Wie ihr der Kopf brannte.

Durch die graue, tote Luft zuckten rotspühende Feuerschlangen. Die Souffleuse versuchte sich vorzustellen, was geschehen würde, wenn sie jetzt einsack umfiel. Aber es wurde ein verworrenes Geräusch in ihrem armen, brennenden Hirn. Sie bewegte die trockenen Lippen und sagte beharrlich und wie auswendig gelernt ein paar mal: „Es muß gehen.“ Der „Eiserne“ versank schwerfällig. — Bühne frei! — Lautlos stieg der geschmacklos gepinselte Brotaufhang hoch. Gretchen schritt die Stufen des Domes sitzsam hernieder, und Mephisto beruhigte mit boshafter Mentorstimme den blonden Stürmer Faust.

Die Stimme der Souffleuse jagte spröde und überanstrengt aus der schmerzenden Kehle. Der Regisseur sah nervös herüber.

Im zweiten Rang preßte ein blutjunger Mensch den Arm seines schlaftrigen Gretchens. „Al sag' dir, det wird jetzt scheen.“

„Nur, Herrschaften!“ brummelte giftig ein Zigarrenstiege, der sich schwer über seinen aussichtslosen Platz ärgerte.

Endlich lag die „Berichtete“ weiß und unschuldig auf ihrem Strohbündel. Würde aber ergeben lebendig, als draußen sah eine wahn sinnige Klatscherei anob — und neigte sich lächelnd und lebensfroh den Goethe-Schwärmern zu, die sich mutig beim letzten Akt aus dem Theaterrestaurant reteten und „voll süßen Weines“ sind. —

Aus dem Seitenportal des eingebauten Theaters glitt ein huschender Schatten. Frau Steiger, die Souffleuse, eilte heim. Ihre Flügel trieben über den Asphalt, durch schlafende Straßen, über stille, sternenhelle Plätze. Die Luft war wunderbar weich und rein. Der Frühling lächelte milde über dem Viertel der Armut. Die knospenden Zweige strichen sanft über das Kleid der hastenden Frau. Die dachte vernünftig: „Nun kann Emmy auch wieder ins Freie.“ Da war sie angelangt.

Die Lampenglocke klirrte. Frau Steiger sah besorgt nach dem Kinderbett. Ob Emmy schlüft? Ueberm Stuhl hingen Röschchen, Höschen und Strümpfe, peinlich genau zusammengelegt, und warette starr auf den Morgen. Da trabbelte es in den Kissen und eine magere, verschlafene Stimme sagte erleichtert: „Mutter, da bist du ja.“ Frau Steiger seht sich ans Bett aus Röschchen und Strümpfe. Seufzte müde und bedrückt.

„Bist du krank, Mutter?“

Die Frau schüttelte den Kopf, als sie dem ängstlich wartenden Kinderblick begegnete. Dann: „Was sollen wir beginnen, wenn ich krank würde, Emmy!“

Die Kleine überlegte bekümmert. „Ich müßte in den Kinderhort, und nach dir würde wohl Frau Klümmert von nebenan sehen.“

„Ja, aber im Theater würden sie dann jemand anders anstellen.“

Nun seufzte das Kind und rieb sich nachdenklich die verschlafenen Augen. Nach einer Pause: „Was machst du denn im Theater, Mutter?“

Die Frau verzog die Lippen. Das vergessene Lächeln wirkte fast wie ein Schmerz. „Ich.“ — sie bewegte nachdenklich den Kopf — „Kind, wie du fragst — siehst du, ich siße in einem kleinen Häuschen, und rundum sind feine Leute, denen lese ich was vor.“

„Märchen?“

„Ja, auch Märchen, auch mal was andres, Geschichten von guten und schlechten Menschen. Dann sind die Leute sehr aufgeregt, manchmal weinen sie sogar, aber größtenteils freuen sie sich und klatschen wie toll vor Vergnügen. — Mir ist's gleich. Am Ersten bekomme ich mein Geld dafür. Das bekommt der Verwalter für Miets, der Schuster für deine Schuhe, und so geh's weiter.“ Frau Steiger seufzte tiefinnig. Warf dann einen Blick auf die taub, taub machende Uhr. „Herrje, zwölfe, nu aber siß schlafen, dumme Pute!“

Ein neuer Tag. Frau Steiger lag zu Bett, stockheiser. Es roch nach Tee und angebranntem Gemüse. Emmy hatte einen schweren Tag. Sie war noch stiller als sonst, mit einer nachdenklichen Falte im stubenblaffen Gesichtchen. Frau Klümmert war pflichtschuldigst dagewesen, hatte eilig die Kohlrüben umgestochert, hatte lange und unnötig gekuschelt und getratscht und der Kranken das Herz schwer gemacht. Vom Theater war auch die Rede. „Det 's nu alle, Frau Steiger, bei die Arbeitsnot heutzutage, die kriegen zehne vor Sie.“ Die schwitzende Frau hatte stumm seufzend bejaht. Seitdem ist die nachdenkliche Falte auf der weißen Kinderstirn.

Gegen Abend schlief die Mutter ein. Da schrieb Emmy steif und gewissenhaft ein paar Zeilen auf irgendein Blättchen, legte es sorglich auf das Tischchen am Bett, zog das gestrickte Käppchen übers Blondhaar, klemmte ein Päckchen untern Arm, und tapp tapp, schaute zur Tür hinaus. Scheu und vorsichtig trippelte sie über Straßen und freie Plätze.

Und jetzt im Strom, im treibenden Strom einer Hauptstraße. Aber weiter, klapp, klapp, auf dünnen Sohlen, wie ein Geisichen zwischen der lachenden, schwagenden, erregten Menge. Irgendwo brummte eine Uhr behaglich sechs tiefe Schläge. Wie das kleine Herz sprang — ganz toll. Doch da — ein weifgoldener Bichtrausch, dahinter die hohe, ernste Fassade — viele Stufen.

„Das Theater,“ sagte Emmy erleichtert. Sie kletterte mit müden Beinchen treppauf, stand stauend und furchtbar verschüchtert im Borraum. Fein — wie ein Königsaal. Und da kam schon ein Prinz, langsam und hochmütig mit blihenden Knöpfen am grün-goldnen Rock.

„Du hast dir wohl verlaufen, Döchterken?“ erkundigte sich der „Prinz“.

Sie schüttelte den Kopf, flötete ängstlich mit eingefrorenem Stimmchen: „Ich muß zum Herrn Direktor, wissen Sie vielleicht, wo der wohnt?“

Ein eleganter Herr in hellem Mantel blieb interessiert stehen, tippte an den Hut. „Was will denn die Kleine, Bartsch?“ Und der respektvoll: „Mit dem Herrn Direktor sprechen, Herr Bunger,“ und fezt verhalten.

Der Herr legte eine weiche, verwöhnte Hand um das schmale Kinder Gesicht. „Der Herr Direktor hat jetzt viel zu tun, mein Kind, aber vielleicht kannst du mir dein Anliegen anvertrauen. Ich bin auch vom Theater.“ Wieviel Wärme von der weichen Berührung ausging und ein ganz leichter, schmeichelnder Duft — wie Frühlingsblumen. Der loderte die Werte in dem spröden Kehlschen.

Und treuherzig, auch ein bißchen wichtig und altklug, sprach das Kind: „Mutter ist auch vom Theater und sißt in einem kleinen Häuschen und ließt den feinen Leuten was vor. Aber“ — das dünne Stimmchen wurde traurig — „heut' kann Mutter nicht kommen, weil sie krank ist und heiser und heißen Tee trinken muß. Und — und, da hab' ich da will ich — das Buch ist so schön“ — sie wickelte mit ungeschickten Fingern ein altes Märchenbuch aus — „ich will's für Muttern tun,“ stieß sie tapfer hervor. „Ich lese gut, ich habe schon drei Lobe bekommen.“ Und dann schüchtern bittend: „Ich darf doch? Weil Mutter sonst nicht mehr verdient, und Vater lange tot ist, und Frau Klümmert sag't auch.“

Dann war es still. Der feine Herr blieb todernst, aber eine laise Weichheit schimmerte in seinen blauen Augen. Er sagte sehr freundlich: „Ja, mein Kind, was machen wir da? — Kleine Mädchen werden nämlich gar nicht ins Theater hereingelassen.“

„Oh!“ Emmy sagte es sehr enttäuscht.

„Ich will dir was sagen,“ schloß der Herr rasch mit flüchtigem Seitenblick auf die ersten Uebervorständigen, die an der dunklen Kasse auftauchten, „ich schreibe hier einige Zeilen — so — Kuvert haben wir hoffentlich auch, ja — na, also grüß' Mutter schön und gib ihr den Brief richtig ab. Paß auf, wenn sie das liest, wird sie gleich froh, und alles ist gut.“ Er drückte dem verdutzten Kinde die Händchen. „Auf Wiedersehen, du kleiner, tapferer Kerl du!“ Und schon im Gehen: „Bartsch, eine Droschke für die Kleine!“

Die Blicke der stillen Frau eilten über die steilen Buchstabenreihen. Sie strich sich über die Stirn und weinte, weinte mit einem Male in unsäglichem, verlerntem Glücksgefühl.

Emmy war erüchtert, zog einen trohigen Mund und zupfte die Mutter am Ärmel. „Du, was steht denn da? So sprich doch!“

„Kind, Kind, ich, wir, der Herr, weißt du, es ist ein großer Schauspieler und“ — ihre Blicke flackerten von neuem über die weiße Karte — es ist so selig, die Gewißheit des Glücks in großen Buchstaben verbürgt in den Händen zu halten:

„Ihr pflichteifriges Töchterchen hat Sie mit Erfolg vertreten. Es hat mir eine Episode auf dem Leben so gut souffliert, daß ich mich dafür dankbar erweisen muß. Zufällig ist heute mein Benefiz. Ich überweise der kleinen Souffleuse den auf mich entfallenden Gewinnanteil des heutigen Abends.“

Und Emmy zupfte wieder am Saatenärmel der Mutter: „So sag' doch endlich was!“ —

Aus den oberösterreichischen Erzählungen „Die Klagen der Nacht“, von Bertal Pohl (Boduta-Verlag, Willingen). Die meisten dieser podend-realistischen Bilder, in denen die harte Not und das Leid des Lebens unerbittlich gezeichnet, aber auch der veröhnende Schimmer von Mitleid und Liebe ausgebreitet ist, haben zuerst in den Bänden des „Vorwärts“ gefunden. Die kraftvolle Gestaltung, die sich bereits in diesen Erzählungen offenbart, läßt von dem Talent der Verfasserin das Beste erwarten.

Die Tänze der Primitiven.

Von Br. Sommer.

Feste sind Zeiten besonderer, bei Unkultivierten oft durch geringfügige Umstände hervorgerufener Fröhlichkeit. Sie macht sich bei Völkern, die ihre Stimmungen und Gefühle nicht so zu meistern verstehen wie wir, geradezu mechanisch in Bein- und Armbewegungen Luft. Das aber sind, wenn etwas rhythmisiert, Tanzbewegungen. Unser heutiger Tanz in Paaren ist sehr jungen Datums — der weniger zivilisierte tanzt allein (Solo) oder gesellschaftlich in Reihen, daher auch der deutsche Ausdruck „Reigen“ —, gewöhnlich jedes Geschlecht für sich und in erster Linie die Männer. Denn wenn auch heute die Frauen den größten Teil der Gottesdienst lebenden stellen — auf tieferer Stufe und selbst noch in den Anfängen des Christentums gilt die Frau oft des Gottesdienstes gar nicht fähig; die Götter sind da ausschließlich männliche Seelen, Vorväter, und sie zu ehren und zu erfreuen, ist nur Männer Sache. Gottesdienst aber ist der Tanz fast von Anfang an; er ist zwar ein Vergnügen — aber für Menschen und Götter — für den Tanzenden und die von ihm geglaubten Geister.

Tanz und Spiel, von denen ursprünglich Gesang und Musik noch nicht getrennt sind, bilden also Zubehör eines jeden Festes. Gesang und Musik verbinden sich mit Tanz und Spiel, wie wir bei den Kindern beobachten können, rein automatisch; gleich dem ganzen Körper bewegen sich auch die Stimmorgane im Takte. So entsteht die „Poesie der körperlichen Bewegung“, die nicht in bloßem Schreiten und Springen, sondern auch in Drehungen und Schwingungen des Oberkörpers und der Arme besteht. Vertikal erleichtert man sich diese und regelt (rundet) sie durch geschwungene Keulen und Stäbe, oft aber bilden jene Bewegungen die Vorführung allein (Armtanz).

Je nach den verschiedenen Gelegenheiten tanzen bei den Wilden Mädchen und Jünglinge, Weiber und Männer. Die Nichttanzenden bilden nicht nur die Zuschauerschaft, sondern auch meist das Orchester, das durch Singen und Takt schlagen den Rhythmus des Tanzes verstärkt, durch anfeuernde Zurufe die Leistungen vergrößert. Der Gelegenheiten zum Tanzen sind viele: die gut ausgefallene Ernte, die Rückkehr einer Nefsegesellschaft, die Erbeutung eines größeren Stückes Wild und vieles mehr genügt, um sich einige Tage der Fröhlichkeit hinzugeben. Da an aller Fröhlichkeit der Menschen auch die Götter teilnehmen, so wird gleich dem Mahle auch endlich der Tanz zu einer gottesdienstlichen Handlung, die nun bei jedem Feste und vor jeder Unternehmung des Stammchens neben dem Opfer den Göttern vorgeführt wurde. Wie ernst es damit gewisse Indianerstämme nehmen, zeigt sich darin, daß diese diejenigen Genossen, die bei solchen Tänzen strauchelten und stürzten, unbarmherzig erschlugen.

Nach glücklich beendeten Kriegen ist natürlich alle Ursache vorhanden, sich zu freuen und einen Siegestanz aufzuführen, aber auch schon zu Beginn macht man sich nicht nur die Götter durch einen Kriegstanz geneigt, sondern tanzt sich selber in Feuer, in Ekstase, den Feind jedoch in Angst. Viele Stämme tanzen, furchtbar bemalt, mit abschreckenden Grimassen angesichts des Feindes — und das ist gewöhnlich neben dem dabei aufgeführten Geschrei das furchtbarste am ganzen Kriege.

Tänze werden auf primitiver Stufe auch geübt bei der Aufnahme der Jugend in den Kreis der Erwachsenen, den Mädchen- und Jünglingsweihen, denen oft religiöse Vorbereitungen vorhergehen, sowie allen sonstigen passend erscheinenden Gelegenheiten. Als Übung und Privatvergnügen dienen auch mancherlei Wetttänze.

Gewisse regelmäßig geübte Tänze werden bei den Wilden oft in besonderen Tänzertrachten abgehalten. Hierher gehören die Maskentänze, die entweder die Zauberer des Stammes ausführen oder die Mitglieder von halbrelegitimen Geheimbünden, die vielfach bei den Regern eine Art Oberherrschaft und oft recht despotische Polizeigewalt ausüben, besonders über Weiber und Sklaven.

Um sich in Ekstase zu versetzen, die Geister, die sie beherrschen, in ihren Kopf zu ziehen und dann Orakel geben zu können, tanzen die Schamanen Afriens, Afrikas wie Amerikas bis zur „Begeisterung“, in der sie sich selbst beobachten oder bis zur Besinnungslosigkeit, wo dann die Anwesenden aus den ausgestoßenen Worten Willen und Meinung der Gottheiten erkennen müssen. Anwendung findet das besonders bei verführter Heilung von Krankheiten, um die Mittel zu erforschen, die krankmachenden Geister zu erkennen und zu vertreiben. Auch die drehenden und tanzenden Derwische der Mohammedaner glauben, gleich den heulenden, durch ihr Verhalten der Gottheit und zugleich den Mitmenschen zu dienen.

Wie man durch Tanz die guten Götter erfreut, so versöhnt man damit auch schlimme und gereizte. Die Beddachs in Indien, auf tiefster Stufe stehend, und nur an böse Geister glaubend, suchen diese doch durch Produktionen eines gemieteten Tänzers zu beruhigen. Solche wandernde Lohntänzer gibt es in Indien fast überall — sie sind trotz ihrer nützlichen Dienste jedoch wenig angesehen wie einst die Schauspieler, die in früherer Zeit gleiche Zwecke verfolgten. Die Tänzerinnen und Darstellerinnen der indischen Tempel sind nur der Rest einer einst über die gesamte heidnische Welt verbreiteten Sitte.

Jede Seele eines Verstorbenen stellt man sich bei den Wilden als ärgerlich über ihre Trennung vom Leibe vor, deshalb tanzt man häufig beim Leichenbegängnis vor oder selbst mit der Leiche zu ihrer Erheiterung. Auch die deutschen Leichenmahle vom Mittelalter bis in die Neuzeit durften nicht ohne Tanz sein, und wer dabei am höchsten sprang, „ehrte“ den Toten am meisten. Noch aus den letzten Jahrzehnten sind aus deutschem Sprachgebiet Leichenschmäuse bekannt, bei denen mit dem Leichnam getanzt wurde. Schon auf den Wandbildern ihrer Höhlengründe lassen die altägyptischen Ädigen und Gutsbesitzer sich von ihrer weiblichen Dienerschaft etwas vortanzen, wie im Leben, und auch höhere Geister verschmähen den Kultanz nicht. Auch der König David tanzte vor der Lade seines Gottes, als er sie in seine neue Hauptstadt Jerusalem überführte. Die Römer besaßen mehrere Salier, d. h. Springer, genannte Priesterkollegien, die besonders am 1. März, dem Monat des Kriegsgottes, zu Ehren des Gottes Mars Tänze kriegerischen Charakters aufführten. Bei den halbkulturvölkern Indiens finden heute noch vielfach kultische Tänze und Prozeffionen statt; diese sind nur eine Form jener, und auch die Kirche Europas hat noch Tanz- und Springprozeffionen. Die Umzüge der Messknaben am Altar während des Hochamtes sind gleichfalls Reste des heiligen Tanzes. Aus diesem Grunde verachtet auch der Katholizismus den Tanz nicht so sehr als „Teufelswerk“ wie die protestantische Geistlichkeit.

Ulen Spiegel und die Weisen.

Von Karl Nicolaus.

Als der kleine Ulen Spiegel sieben Jahre alt war, schickte man ihn auf die Schule. Und er lernte und lernte, und als er zwölf Jahre auf der Schule gewesen war, zog er durch die großen Städte des Landes und ward ein eifriger Schüler von berühmten Gelehrten. Denn er hatte so viel gehört von dem glänzenden Ideal der „allgemeinen Bildung“, daß er sich vorgenommen hatte, es unbedingt zu erringen.

Und er lernte bei einem großen Astronomen die Sternensprache des Himmels deuten und er diente ihm treu zehn Jahre lang.

Danach fragte er ihn: „Herr, bin ich nun allgemein gebildet?“

Darauf fragte ihn sein Meister nächtelang nach den Namen von allen Sternen des Weltalls, und als er einige noch nicht wußte, schalt er ihn einen ungebildeten Narren.

Ulen Spiegel entließ ihn und kam zu dem berühmtesten Prediger seiner Zeit und lernte es dort, Gott in Definitionen zu fassen. Und er verbetete seine Jahre und war dürr wie ein sündiger Pilger, und dennoch blieb er in den Augen seines Lehrers ein unfertiger Gefelle.

Eines Tages aber verirrt er sich zu dem größten Bergangheitsforscher seiner Tage. In den Sadgassen der Weltgeschichte lief er sich den Schädel wund und sammelte jahrzehntelang — gebückt — die wertlosen Kieselsteine, über die sagenhafte Ereignisse einst hingegangen sein sollten. Und sein Meister sagte ihm täglich dreimal, wie dumm er noch wäre.

Endlich aber half er in den dunklen, eisigen Kellern das Geheimnis des Lebens ergründen mit Retorten und haarfaharer Analyse. Und die giftigen Dämpfe, die aus den glühenden Apparaten aufstiegen, griffen ihn an und färbten das Haar seines alten Hauptes noch weißer. Und als er seine Kräfte schwinden fühlte, fragte er seinen letzten Meister: „Herr, habe ich die allgemeine Bildung erlangt?“

Sein alter, ehrgeiziger Lehrer aber fragte ihn: „Wie macht man Gold?“

Als er das Rätsel nicht zu lösen vermochte, schalt er ihn einen blöden Tropf.

Da durchdachte Ulen Spiegel sein ganzes Leben, und es reute ihn alles, was er getan hatte. Und er sprach zu sich selbst: „Die allgemeine Bildung“ ist nichts als die Arena, in der jeder eitel mit seinem Wissen pröhen will!“

Danach verstarb er. Auf seinem Grabstein aber schrieb man: „Ein Narr unter Narren!“ — — —

Der König von Innerasien.

Aus: Sven Hedin, Tsangpo Lamas Wallfahrt. 2. Band. Die Nomaden. (Leipzig, Brockhaus.) Wie der 1. Band, gibt auch der zweite im Rahmen einer abenteuerlichen Erzählung fesselnde Bilder aus Hoch Tibet.

Wer könnte mit größerem Recht der König des innersten Asiens genannt werden als der Wildesel? Von den Wüsten Syriens und Mesopotamiens, von den die persischen Salzwüsten umschließenden Gebieten, von der kirgisischen Steppe, von den einsamen Ebenen der Ostturkei und Ostturkeiens bis zu den unüberschaubaren Flächen des Graslandes und den dürftigen Steppenländern an der Grenze des äußersten Ostens — überall herrscht Dschigetai. Der stolze Name, den er bei den Stämmen der Mongolei führt, hat denselben asiatischen Herrscherklang wie Dschagatai, der Name des zweiten Sohnes des Dschingis Chan. Aber das Reich, über dem dieser die Krone schwang, konnte sich an Umfang mit dem des Wildesels nicht messen. Bei den Völkern Irans ist er unter dem Namen Gur bekannt, die Osttürken nennen ihn Kulan, die Tibeter und Tanguten Kiang.

In den Augen dessen, der in die Vergangenheit schaut, erscheint das Dichten und Trachten des Menschen nur als Eitelkeit. Aus unbedeutenden Anfängen haben sich Reiche zu überwältigender Macht entwickelt, um dann zu zerfallen und vom Erdboden zu verschwinden. Eine Reiterarmee mit einem Häuptling und sein Heerlager in der Steppe entwickelten sich mit der Schnelligkeit einer Lawine zu dem unermesslichen Reich des Dschingis Chan, das nach einigen Jahrhunderten spurlos verschwand. Völker haben einander verdrängt und vernichtet, Völkerwanderungen sind wie verheerende Heuschreckenschwärme über den großen Kontinent gezogen, buddhistische Reiche, die im Herzen Asiens entstanden und blühende Städte mit hochentwickelter Kunst umfaßten, sind vom Flugand erstickt und begraben worden. In China verkündeten weise Männer wie Lao-tse, Kung-fu-tse und Meng-tse ihre erhabenen Lehren. Aus Indien kam Buddhas Lehre über Land nach China, und aus Arabien führten die Heerscharen des Propheten ihre grünen Fahnen über Steppen und Berge. Alles aber, was geschehen ist, und alles, was geschieht, trägt von Anfang an das Gepräge der Vergänglichkeit. Alles ist eitel und Spreu vor dem Wind.

Das einzige, was sich im Verlauf der Zeiten erhalten hat und heute noch so jung und frisch ist, wie es Jahrtausende vor den in Rebel gehüllten Königsgestalten der chinesischen Sagenzeit war, ist das Reich des Wildesels. Denn wer hat ihn der Freiheit zu berauben vermocht? Wer hat sich erkühnt, ihn aus Heide und Salzwüsten zu verjagen? In ungestörter Ruhe weidet er auf den Steppen an den Abhängen des Tschingangebirges, des Altai, des Bogdo-ola und des Tien-schan, mit Wohlbehagen läßt er sich den aromatischen Saft der purpurfarbigen Wermutspflanze schmecken, die in Tibet in geschützten Tälern gedeiht. Auf Höhen, die den Montblanc um einige hundert Meter überragen, findet er hier und da kleine Gruppen der geduligen, genügsamen, im Hochland weitverbreiteten Birkpflanze. Ihr holziger Stamm liegt zum größten Teil unter Staub und Sand verborgen, und ihre grauen Blätter und Blüten halten sich so nahe wie möglich am Boden, um sich gegen die Stürme zu schützen, die sie peitschen und mit eisigem Atem ihre Lebenskraft zu ersticken drohen.

Wenn man die Wildesel in eine einzige große Familie zusammenfaßt und sich nicht bei den besonderen Kennzeichen der verschiedenen Arten aufhält, kann man sagen, daß sie überall in Innerasien vorkommen, wo keine Menschen sind und der Boden ihnen Weide bietet. Auf den Steppen Innerasiens werden die Wildesel vom Wechsel der Jahreszeiten zu Wanderungen gezwungen. Ihr Reich erstreckt sich weit hin, und sie bleiben nie lange in derselben Gegend. Im Sommer gedeihen sie am besten im Hochland, Anfang des Winters aber vereinigen sich die verschiedenen Gruppen zu Herden von Tausenden, die die tiefergelegenen Weideplätze der Steppen aufsuchen. Dann wächst ihr Haarleid zum Schutz gegen die Kälte. Die lange Wanderung kann erst beginnen, wenn die im Sommer geborenen Fohlen die Strapazen auszuhalten vermögen. Auch im Sommer weiden zuweilen mehrere Herden zusammen, die sich dann wieder trennen. An der Spitze jeder Herde steht ein Hengst, der ihr Führer, Wächter und Warner ist. Er ist der stärkste in der Herde und duldet keinen Nebenbuhler. Von seiner Stärke und seinem Alter, seinem Mut und seiner Kampfeslust hängt die Anzahl der Stuten in der Herde ab; sie verehren die Kraft und verachten die Schwäche. Fällt der Führer, so suchen die Stuten andere Hengste auf; wird er im Kampf besiegt, folgen sie dem Sieger. Die starken Hengste haben bis zu zwanzig Stuten, die schwächeren nur einige wenige.

Unter den Mitglidern der Herde befinden sich auch Fohlen aus verschiedenen Jahrgängen. Im Sommer und Herbst nach der Geburt der letzten Fohlen beobachten die Wildesel größere Vorsicht und sind scheuer als sonst. Bis die Hengstfohlen geschlechtsreif geworden sind, werden sie gern in der Herde gebudelt; sobald aber die Liebe kommt und sie das Verlangen, eine eigene Herde zu gründen, nicht mehr unterdrücken können, werden sie von dem alten Führer mit Bissen und Tritten vertrieben. Monatslang kann der Ausgestoßene allein umherstreifen, und oft begegnet man solchen Eingängern in der Wüste. Hat er Glück, so führt ihm der Zufall eine andere Herde zu; früher oder später wird es ihm gelingen. Er läuft auf eine Anhöhe hinaus, von der aus seine Blicke die Gegend bis zum Horizont überschauen. Seine Nüstern weiten sich; er mittelt und schnaubt. Erblickt er einen Rivalen, der größeren Glück gehabt hat als er und einige

Stuten um sich versammelt hat, so blitzen seine Augen und er spitzt die Ohren. In schnellstem Trab rennt er dem Nebenbuhler entgegen und stürzt sich sofort in den Kampf. Da steht es furchtbare Bisse, die die Hengste später wie Ehrenmale durchs Leben tragen; da fliegen die Haarbüschel, da schmettern die Hufe der Kämpfenden gegen Flanke und Brust. Schließlich ist der eine erschöpft und ergibt sich auf Gnade und Ungnade. Dann ist die Reihe an ihm, in die Einsamkeit zu ziehen.

Die Weihnachtsfeier unserer Kinder.

Von Max Winter.

Wenige Wochen nur trennen uns vom Weihnachtsfest. Wieder drängt es die Alten, der Jugend besondere Freude zu machen, der Jugend besondere Feste zu geben. Aber schon tauchen auch wieder die Programme auf, diese oft so schrecklichen Programme, mit deren Abwicklung den Kindern das Weihnachtsfest gedanklich näher gebracht werden soll. Denkenden Proletariatskämpfern hat es schon längst Sorge gemacht, wie so ein Weihnachtsfest für Proletariatskinder zu gestalten sei, und ringt schon seit Jahr und Tag um die Form.

Mit dem Erstarren der Erziehungsorganisation des Proletariats war das Bedürfnis gegeben, auch zum Weihnachtsfest die Kinder der Arbeiterklasse zu sammeln. Zunächst wurden auch hier die äußeren Formen der bürgerlichen Feste übernommen, der Wohltätigkeitsvereine. Aber bald rang sich die Erkenntnis durch, daß diesen Festen eine neuer Inhalt gegeben werden muß. Mit dem proletarischen Empfinden vertrug es sich nicht, daß die Kinder auch an diesem Tage, und gerade an diesem Tage den Fluch der Armut besonders zu spüren bekommen sollten. Es mußten vor allem Feste werden, bei denen die Kinder das Gefühl haben mußten, daß sie alles, was sie empfangen, von ihren Eltern empfangen, als aber auch, daß sie alles, was sie geben, ihren Eltern geben und nicht mühsigen Fremden. Dann dürften alle Kinder etwas empfangen und geben, nicht nur einzelne. Das Fest mußte Gemeinschaftscharakter bekommen. Damit war ihm auch schon ein neuer Inhalt gegeben...

Das Christentum hat in den germanischen Ländern das alte heidnische Julefest, das Fest der Wintersonnenwende, mit dem christlichen Inhalt erfüllt. Unter dem Lichterbaum, der die länger werdenden Tage zu grünen hatte und damit die Hoffnung auf Erneuerung des Lebens, die Hoffnung auf den Frühling, stellte das Christentum als neues Symbol die „Krippe von Bethlehem“, und der Kult, den es mit dem Jesuskindlein trieb, wurde der geistige Inhalt des Festes. Das aber kann nicht der geistige Inhalt proletarischer Weihnachtsfeier sein. Wir müssen das Weihnachtsfest, das auch ein Fest der Erneuerung, ein Fest der Hoffnung ist, in diesem Sinne vertiefen. Es muß das Fest der allgemeinen Menschenliebe werden, in der wir die größte Hoffnung erfüllt sehen könnten, die denkende Proletarier befeelt. Erfüllt wirklich einmal alle Menschen Liebe zueinander, dann ist der Egoismus überwunden in allen seinen Erscheinungen, auch in seiner sichtbarsten und gefährlichsten, im Kapitalismus.

Mit diesem Charakter des Festes vereinigt es sich auch dann ganz natürlich, daß wir uns gegenseitig beschenken. Aber auch hierin gilt es Wandel zu schaffen. Das Gemeinschaftsgeschenk muß allmählich das persönliche Geschenk verdrängen. Jede Gruppe bildet eine Gemeinschaft. Dieser sollte gegeben werden, und diese sollte geben. Das wäre nicht nur sozialistisch, nicht nur erzieherisch, es wäre auch ökonomisch wichtig. Die Proletariatskinder müssen so viel entbehren, was sie sehnlichst begehren, und die Eltern müssen es ihnen verjagen, weil das Geld nicht reicht. Gutgebaute, mehrsitzige Rodeln, Schlittschuhe, Bälle, Baukasten, Gesellschaftsspiele, Leiterwagen, Eisenbahnen, elektrotechnische Spiele, vor allem Bücher in bester Wahl. Alles das und noch vieles andere — Werkzeugkasten, Laubsägeeinrichtungen, Hobelbänke, Lupen und Mikroskope, naturwissenschaftliche Fanggeräte und Beobachtungs-Aquarien — fassen die Kinder gern unter dem Weihnachtsbaum, und die Kinder der Besitzenden finden auch alles auf dem Weihnachtsstich. Die Proletariatskinder könnten es aber finden, wenn ihre Eltern zusammen, wenn sie ihre Kraft nicht zersplittern, sondern gemeinsam schenken würden, wie sie auch gemeinsam die Freude zurückempfangen, wie solche Geschenke die Sehnsucht stillen. Dann kann jedes Kind auch ein persönliches Geschenk, ein Buch etwa, das es besonders liebt, empfangen, und es kann auch den Eltern irgendeine persönliche Kleinigkeit, eine eigene Arbeit aus dem Handfertigkeitsunterricht schenken.

So wird das Weihnachtsfest allmählich sozialistischen Charakter gewinnen, und es wird sich in unserem Gesellschaftsleben tief verankern als das Fest der Hoffnung auf eine neue, höhere und darum glücklichere Menschheit. Wir müssen nur ernstlich wollen, und es wird uns gelingen, dieses Fest alles Märchenhaften zu entkleiden und es gerade dadurch zu vertiefen. Die schöne Sitte unserer Vordern, den Lichterbaum anzuzünden, können wir ruhig beibehalten, aber wir werden stärker damit wirken, wenn wir nur die Lichter aufstecken und allen Glanz und Glitter vermeiden. Der Baum kann in der Mitte des Saales stehen, und es ließe sich ganz gut denken, daß Knaben und Mädchen in schönem Verein um ihn einen Reigen tanzen, frohelieder singen, ihrer Freude, ihrer Hoffnung Ausdruck zu geben. Es muß nicht das „Stille Nacht, heilige Nacht“ sein, weisvolle Freude kann auch anders ausgedrückt werden. Nur keine Gedichtaufsagerie, keine Einzeldeklamationen — was der Freude Ausdruck geben soll, muß von allen kommen.

Wissen und Schauen

Wenn das Haar ausfällt. Gegen den Tod und gegen den Haarausfall ist kein Kraut gewachsen. Der natürliche Ausfall, der sich beim Kämmen ergibt, ist ganz unbedeutend und unbedenklich. Ein stärkerer Verlust dagegen ist auf krankhafte Störungen im Organismus zurückzuführen. Hier kann nicht der Friseur mit seinen Wässern und Pomaden helfen, sondern nur der Arzt. Plötzlicher starker Haarausfall tritt im Gefolge von Typhus, Wochenbettfieber und anderen Krankheiten auf. Nach völliger Heilung tritt in solchen Fällen auch eine Erneuerung des Haarwuchses ein.

Es ist hier nicht der Platz, um ausführlich auf dieses Thema einzugehen und all die Ursachen darzulegen, die den oft dürftigen Haarwuchs und den Haarverlust verursachen. Die Männer haben es ausgegeben, das Manko auf diesem Gebiete zu verbergen; ihre Gelagen haben sich Bürgerrecht verschafft. Die Frauen sind insofern besser daran, als sie ihr eigenes ausgefallenes Haar wieder verwenden können, um einen merkllichen Verlust auszugleichen. Nun tritt neuerdings an sie die Verlockung durch Zeitungsinserte und hausierende Haaraufkäufer heran, ihr gesammeltes Haar zu verkaufen, um 3000 bis 4000 M. — für das Kilo. Die Valuta hat den deutschen Popsmachern die ausländischen Haarmärkte versperrt, so daß selbst die Einfuhr des sonst billigsten und reichlich zu habenden Chinesenhaars für sie zu teuer wird. Daher ist die starke Nachfrage nach ausgekämmtem Frauenhaar begreiflich. Möglichst dicht an der Wurzel abgesehnittenes Frauenhaar, Schnitthaar, wäre unseren Popsmachern natürlich weit lieber, doch ist es nur in seltenen Fällen zu erhalten. Den Frauen muß jedoch geraten werden, die paar Gramm ihres ausgekämmten Haars nicht um etliche Papiermark zu verkaufen, sondern sorgfältig zu sammeln und möglichst staubfrei aufzubewahren. Die einfachste Ueberlegung muß jeder Frau sagen, daß sie selbst bei starkem Haarwuchs früher oder später doch einmal in die Lage kommen kann, sich eine Flechte oder einen Hof machen zu lassen. Da ist es denn besser, wenn sie ihr eigenes Haar dazu verwenden kann als fremdes Haar, das sie dann oben drein teuer bezahlen muß.

Vor wenigen Jahrzehnten noch wurde selbst das von verstorbenen Angehörigen hinterlassene gesammelte Haar nicht verkauft, sondern zur Anfertigung von Andenken in Gestalt von Uhr- und Halsketten, Armbändern, Ringen und Gebildern verwendet. Da diese Art der Pietät nicht mehr üblich ist, mag solches Haar verkauft werden, nicht aber das eigene Haar.

Völkerkunde

Das Matriarchat der Malaien. Bei den Malaien herrscht das Matriarchat, die Mutterherrschafft oder das Mutterrecht. Mann und Frau gründen keinen gemeinsamen Haushalt, sondern jedes von beiden wohnt im Hause seiner Mutter oder des Onkels oder der Tante mütterlicherseits. Der Ehegatte besucht nur seine Frau; die Kinder bleiben dem Vater fremd, ja sie dürfen nicht einmal Geschenke von ihm annehmen. Sie leben im Hause der Mutter und beerben nur diese, nicht den Vater. Der Vater wird von seinen Geschwistern beerbt. Die Frau ist das Oberhaupt der Familie, ihr liegt die Erziehung der Kinder ob. Stirbt die Mutter, so wird von deren Verwandten für die Kinder gesorgt. Heiratet eine Tochter, so wird an die eine Giebelseite des Hauses, das ein Satteldach trägt, ein Raum angebaut, und jeder neue Anbau erhält ein neues halbes Satteldach, dessen äußeres Giebelende in eine aufwärtsgerichtete Spitze ausläuft. Ursprünglich hat das Haus nur ein einziges Satteldach, durch wiederholten Anbau erhält es mehrere Spitzen. Je zahlreicher die Töchter und je mehr Generationen, desto mehr Giebelspitzen; je vornehmer die Familie, desto tiefer das Haus. Ist eine Großmutter vorhanden, so leben in dem Hause drei Generationen, lebt die Urgroßmutter noch, dann vier. In diesem Falle würden in dem Hause wohnen: 1. die Kinder, 2. die Mutter und 1. Onkel und Tanten mütterlicherseits, 3. die Großmutter und deren Geschwister und 4. die Urgroßmutter und wieder deren Geschwister. Wird die Familie zu zahlreich für ein Haus, so wird in der Nähe des Stammhauses ein neues Haus gebaut, und die Familie spaltet sich in zwei Familien. An der Spitze der Familie steht aber in Wirklichkeit nicht die Stamm-mutter, sondern ihr ältester Bruder.

Naturwissenschaft

Die Sprache der Insekten. Zahlreiche Insekten verfügen über Verständigungsmittel, die vor allem im Dienste der Fortpflanzung stehen und ein Finden der Geschlechter erleichtern sollen. Wie Prof. Postkan Schmid in der „Natur“ (Verlag Thomas, Leipzig) zeigt, spielt hierbei die Tonerzeugung die wichtigste Rolle. Bei den Grillen und Zikaden finden sich Stimmapparate nur beim männlichen Geschlecht, und bei den Heuschrecken sind die Männchen mit größeren Rirpapparaten als die Weibchen ausgerüstet. Das unheimliche Klopfen der „Totenuhr“, das der Klopfkäfer durch Aufschlagen des Kopfes auf Holz erzeugt, dürfte auch dem Anlocken des Weibchens dienen, da es nur während der Paarungszeit zu vernehmen ist. Von kämpfenden Hirschkäfern ist bekannt, daß sie mit den Riefen ein knirschendes Geräusch erzeugen können; ob das aber als „Sprache“ gedeutet werden darf, erscheint sehr fraglich. Unter den Schmetterlingen ist nur ein einziger Fall von Tonerzeugung bekannt; der große Totenkopf läßt nämlich pfeifende Töne hören, wenn er festgehalten oder sonstwie geängstigt wird.

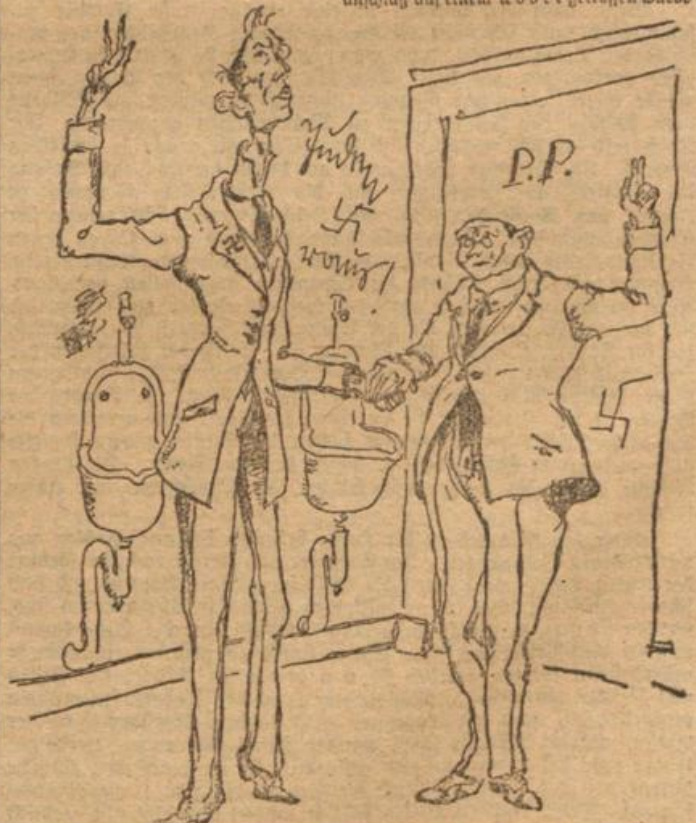
Viel wichtiger sind naturgemäß Verständigungsmittel bei den gesellig lebenden Insekten. Für die Ameise spielt die Zeichensprache mit Hilfe der Fühler die wichtigste Rolle; jeder, der einmal aufmerksam den Ameisen zugeschaut hat, kennt die trillernden Fühlerbewegungen, mit welchen sich diese Tiere gegenseitig verständigen. Bei manchen Formen kommt auch die Tonerzeugung noch als Verständigungsmittel in Frage, wofür zahlreiche neue Beobachtungen sprechen. Bei den Bienen sind die Laute der jungen Königin von größter Wichtigkeit. Durch „Quaken“ zeigt sie an, daß sie ihre Biene verlassen will; durch „Lüten“ macht sie sich den noch nicht geschlüpften Königinnen bemerkbar. Summende Töne der Arbeitsbienen stellen anscheinend auch besondere Mitteilungsmittel dar; vielleicht existiert bei den Insekten auch eine Art Gebärdensprache. Doch muß man sich hier ganz besonders hüten, allzu sehr mit menschlichem Auge zu sehen. Ueberblickt man indessen das ganze Gebiet, so ist man über die Mannigfaltigkeit der Verständigungsmittel überrascht, die den Insekten zur Verfügung stehen.

Himmelskunde

Die Marskanäle als optische Täuschung. Existieren die Kanäle des Mars, deren Entdeckung durch Schiaparelli so vielen phantasiebegabten populären Schriftstellern Anregung gegeben hat, überhaupt in der von ihrem Entdecker gezeichneten Form? Schiaparelli hat den Ausdruck „Kanäle“ nur als Notbehelf gewählt, wie man ja auch von Meeren und Buchten auf dem Monde spricht, obwohl man wohl weiß, daß der Mond kein Wasser hat. Cerutti, der die Kanäle als ganz scharfe Linien zeichnete, war auch der erste, der an ihrem wahren Bestehen zweifelte. Ähnliche dunkle Linien wollen manche Beobachter beim Betrachten mit dem Feldstecher auch schon auf dem Monde entdeckt haben, manche sogar auf den Planeten Merkur und Venus; dabei wissen wir doch, daß wir von der Venus nur die den Planeten ganz einhüllende Wolkenmasse erblicken können! Das Wertwürdigste stellte sich heraus, als man die großen Riesenfernrohre auf den Mond richtete. Sene scharfen Kanallinien wurden nämlich nur in Fernrohren mittlerer Größe sichtbar. Je besser die Instrumente waren, desto mehr verloren die Linien von ihrer Schärfe, und schließlich lösten sie sich gar in einzelne Fiedeln auf. Also ist anzunehmen, daß die berühmten Kanäle gar nicht vorhanden sind. Sie sind weiter nichts als eine eigenartige Gesamtwirkung dunklen Fiedeln, die das Auge unwillkürlich zu Linien verbindet. Auge, Instrument, Luftverhältnisse und der gute Wille des Beobachters erklären die Unterschiede, wie die einzelnen Astronomen die Kanäle gesehen und gezeichnet haben. Man kann das durch einen Versuch nachprüfen, wenn man Getreidekörner, Gipstügelchen oder dergleichen regellos auf einen dunklen Tisch streut und aus einiger Entfernung von oben betrachtet; bald findet man gerade Linien heraus, die beim näheren Zusehen gar nicht da sind. m.

Deutschvölkisches Rütli.

Die Scheidemann-Klientel gaben an, daß die Verabredung zu ihrem Nordanschlag auf einem A b o r t getroffen wurde



„Wir wollen sein ein einzig Volk von Mördern!“